

Foucaults episteme und die scholastische Gradualität

KANON, KOMMENTAR UND IMMUNISIERUNG

Erwin Ott

Institut für Strategische Philosophie

Abstract

Der Aufsatz nimmt Foucaults grundlegende Frage nach den Bedingungen der Sagbarkeit von Aussagen auf, bestreitet jedoch dessen Antwort, dass die Grenze des Sagbaren durch ein anonymes, instanzloses historisches Apriori (episteme) gezogen wird. Stattdessen wird die Gegenthese entwickelt, dass Wissenskorpora durch eine benennbare, kontinuierlich wirksame Struktur stabilisiert werden: Kanon (autoritative Setzung), Kommentar (auslegende Fortschreibung) und Immunisierung (Abwehr von Abweichungen). Diese scholastische Struktur operiert graduell und ermöglicht es, Phänomene zu erklären, die Foucaults Modell systematisch ausschließt – insbesondere, warum ein und dieselbe epistemische Konfiguration eine Aussage über Jahrzehnte dulden und eine andere binnen Monaten ausschließen kann. Fünf historische Fälle (Wegener, McClintock, nicht-euklidische Geometrie, Helicobacter pylori, kalte Fusion) belegen, dass die Geschwindigkeit und Schärfe der Reaktion auf neue Aussagen mit der Zentralität der berührten Kanonannahme korreliert. Das Modell wird von Kuhns Paradigmenbegriff abgegrenzt und als komplementäre analytische Schicht zu soziologischen Ansätzen (Fleck, Bourdieu) positioniert. Die Konsequenzen für die Wissenschaftsgeschichtsschreibung und den Fortschrittsbegriff werden diskutiert.

INHALTSVERZEICHNIS

1. Die Frage, wie sie sich seit Foucault stellt
2. Foucaults Antwort: das anonyme Apriori
3. Die Gegenthese: Kanon statt Feld
4. Warum das mehr erklärt: die Gradualität
5. Der Einwand: Ist das nicht nur Kuhn in neuem Vokabular?
6. Konsequenz: eine andere Wissensordnung

Schluss

1 Die Frage, wie sie sich seit Foucault stellt

Foucault hat die Wissenschaftsgeschichte mit einer Frage konfrontiert, von der sie sich seither nicht mehr lösen konnte. Die Frage lautet nicht, ob eine Aussage wahr ist, sondern ob sie zu einer gegebenen Zeit überhaupt gesagt werden kann. Nicht die Wahrheit von Sätzen steht zur Debatte, sondern die Bedingungen ihrer Sagbarkeit: welche Aussagen innerhalb eines Wissensfeldes als ernstzunehmende Kandidaten für Wahrheit oder Falschheit überhaupt in Erscheinung treten, und welche gar nicht erst als Aussagen im vollen Sinn auftauchen, sondern als Unsinn, als Kategorienfehler, als das buchstäblich Unsagbare.

Diese Fragestellung unterscheidet sich von der Frage, die die analytische Wissenschaftstheorie seit Popper in den Mittelpunkt gerückt hat: dort geht es um Kriterien der Falsifizierbarkeit, um die logische Struktur von Theorien, um die Bedingungen, unter denen eine bereits formulierte Aussage empirisch geprüft werden kann. Diese Fragestellung setzt voraus, dass die Aussage vorliegt und dass ihr Sinn feststeht; sie fragt nach ihrer Prüfbarkeit, nicht nach ihrer Existenzbedingung. Foucaults Frage liegt davor. Sie fragt nicht, wie eine vorliegende Aussage geprüft wird, sondern was überhaupt dazu führt, dass eine bestimmte Formulierung als prüfbare, ernstzunehmende Aussage eines Feldes auftaucht, während eine strukturell ähnliche Formulierung in demselben Feld gar nicht erst als Kandidatin für Wahrheit oder Falschheit erscheint, sondern von vornherein außerhalb der Zone des Ernstzunehmenden liegt.

*Sagbarkeit
vor
Wahrheit*

Diese Verschiebung der Fragestellung markiert zugleich einen methodischen Bruch mit der klassischen Ideengeschichte, die Foucault selbst wiederholt von seinem eigenen Vorhaben abgrenzt. Die Ideengeschichte fragt, wer eine bestimmte Aussage zuerst gemacht hat, wie sie sich verbreitet, wie sie rezipiert, missverstanden, weiterentwickelt wurde; sie schreibt Genealogien der Beeinflussung, der Vorwegnahme, der Fortführung. Sie unterstellt dabei stillschweigend, dass die Aussage selbst, ihr Inhalt, über die Zeit hinweg identifizierbar bleibt und dass sich lediglich ihre Bewertung, ihre Verbreitung, ihr institutioneller Status ändern. Wenn ein Ideenhistoriker etwa nach den Vorläufern der Evolutionstheorie sucht, unterstellt er, dass es so etwas wie einen Gedanken der Artveränderung gibt, der bei verschiedenen Autoren zu verschiedenen Zeiten in unterschiedlichem Reifegrad auftaucht, bis er bei Darwin seine vollständige Form findet.

Die von Foucault so genannte Archäologie unterstellt diese Kontinuität nicht, und das ist ihr eigentlicher methodischer Ertrag. Sie fragt nicht, was aus einer Aussage geworden ist, sondern was sie überhaupt zu einer Aussage macht: welche Bedingungen erfüllt sein müssen, damit eine bestimmte Formulierung als ernstzunehmender Beitrag zu einem Wissensfeld – und nicht als bloßes Rauschen, als Kategorienfehler, als vor-wissenschaftliche Rede – auftreten kann. Diese Bedingungen sind, das ist der entscheidende Punkt, nicht identisch mit den logischen oder methodologischen Kriterien, die eine Aussage erfüllen müsste, um wahr zu sein. Sie liegen tiefer: Sie legen fest, worüber innerhalb eines Feldes überhaupt sinnvoll gestritten werden kann, bevor die Frage nach Wahrheit oder Falschheit gestellt wird. Ein vermeintlicher Vorläufer der Evolutionstheorie im achtzehnten Jahrhundert mag, aus der Rückschau gelesen, denselben Gedanken formulieren wie Darwin – und dennoch etwas grundlegend anderes tun, weil dieser Gedanke in einem Feld

*Archäologie vs.
Ideengeschichte*

geäußert wird, das Artveränderung noch nicht als möglichen Gegenstand einer ernstzunehmenden Aussage kennt, sondern nur als Kuriosität, als Anekdote, als Randbemerkung, der kein Ort im Feld des Sagbaren zukommt.

Die Beispiele, mit denen Foucault diese Verschiebung in *Die Ordnung der Dinge* unterlegt, sind bekannt und sollen hier nicht wiederholt, sondern nur in ihrer Pointe festgehalten werden. Die allgemeine Grammatik des klassischen Zeitalters ordnet die Sprachen nach ihrer Fähigkeit, Vorstellungen in einer bestimmten, als universal gedachten Ordnung abzubilden. Die vergleichende Philologie des neunzehnten Jahrhunderts fragt dagegen nach inneren Verwandtschaftsverhältnissen zwischen Sprachen, die sich aus deren eigener historischer Entwicklung ergeben – unabhängig von jeder repräsentativen Ordnung. Die Naturgeschichte Linnés ordnet Lebewesen nach sichtbaren, tabellarisch erfassten Merkmalen; die Biologie Cuviers sucht nach inneren, funktionalen Organisationsprinzipien, die der unmittelbaren Anschauung gerade nicht zugänglich sind. Die Analyse des Reichtums bei den Physiokraten begreift den Wert als Ausdruck einer Ordnung von Bedürfnissen und Tauschverhältnissen, die sich unmittelbar repräsentieren lässt; die politische Ökonomie Ricardos begreift den Wert als Funktion der Arbeit, die selbst nicht mehr unmittelbar anschaulich, sondern nur noch analytisch erschließbar ist. In jedem dieser drei Fälle handelt es sich – so Foucaults Pointe – nicht um eine Disziplin, die sich im Lauf der Zeit weiterentwickelt und ihren Erkenntnisstand verbessert hätte, sondern um zwei unterschiedliche Konfigurationen des Wissens, zwischen denen kein epistemisches Kontinuum besteht. Der Übergang zwischen beiden ist kein Erkenntnisfortschritt innerhalb eines stabilen Gegenstandsbereichs, sondern die Konstitution eines neuen Gegenstandsbereichs, in dem die alten Fragen ihren Sinn verlieren – nicht weil sie falsch beantwortet worden wären, sondern weil sie innerhalb der neuen episteme nicht mehr sinnvoll gestellt werden können.

*Die drei
Beispiele
aus Die
Ordnung
der Dinge*

Was auf dem Spiel steht, wenn man diese Fragestellung übernimmt, ist erheblich. Wer sie ernst nimmt, kann Wissenschaftsgeschichte nicht mehr als Geschichte richtiger und falscher Antworten auf stabile Fragen schreiben. Er muss stattdessen erklären, wie sich die Fragen selbst, die Gegenstände selbst, die Grenzen des überhaupt Sagbaren verschieben – und genau hier beginnt die eigentliche Kontroverse, um die es in diesem Aufsatz geht. Denn sobald man akzeptiert, dass es eine solche Grenze des Sagbaren gibt, die der einzelnen Aussage vorausliegt, stellt sich unmittelbar die Anschlussfrage, worin diese Grenze besteht und wie sie operiert. Foucaults eigene Antwort auf diese Anschlussfrage ist, das wird der folgende Abschnitt zeigen, in ihrem Kern eine Absage an jede Instanz: Die Grenze des Sagbaren wird nicht von jemandem gezogen, sie ist ein anonymer Effekt der Konfiguration eines Feldes.

Dieser Aufsatz übernimmt Foucaults Ausgangsfrage vollständig, bestreitet aber diese Antwort. Er vertritt die Gegenthese, dass die Stabilisierung eines Wissenskorporus über Zeit keine anonyme epistemische Konfiguration voraussetzt, sondern eine benennbare, wenn auch nicht notwendig personale Struktur – Kanon, Kommentar, Immunisierung –, die kontinuierlich, graduell und mit variabler Intensität operiert. Der Aufsatz ist damit kein Gegenentwurf zur Wissenschaft und keine Kritik an ihrem Wahrheitsanspruch. Er ist ein Gegenentwurf zu einer bestimmten Theorie darüber, wie Wissenskorpora sich stabilisieren – einer Theorie, mit der Foucault die Wissenschaftsgeschichte seit einem halben Jahrhundert prägt, und deren Grenzen sich zeigen lassen, ohne dass man ihre ursprüngliche Fragestellung preisgeben

*These des
Aufsatzes*

müsste.

2 Foucaults Antwort: das anonyme Apriori

2.1 Die episteme als Konfiguration des Feldes

Foucaults erste, in *Die Ordnung der Dinge* entwickelte Antwort auf die Frage nach den Bedingungen der Sagbarkeit besteht in dem Begriff der episteme: der Gesamtheit der Beziehungen, die in einer gegebenen Epoche die diskursiven Praktiken verbinden, welche zur Konstitution formalisierter Systeme führen. Die episteme ist damit ausdrücklich nicht identisch mit dem, was gemeinhin Zeitgeist oder Weltbild genannt wird. Sie ist keine Summe von Überzeugungen, die die Menschen einer Epoche tatsächlich teilen, und auch keine Bilanz des zu einer Zeit verfügbaren Wissens. Sie ist etwas grundsätzlich Anderes: die Bedingung der Möglichkeit dafür, dass bestimmte Objekte, bestimmte Vergleichsklassen, bestimmte Ordnungsprinzipien in einem Feld überhaupt zur Verfügung stehen – unabhängig davon, ob ein einzelner Forscher sie tatsächlich nutzt, kennt oder für richtig hält. Die episteme liegt also nicht auf der Ebene dessen, was gedacht wird, sondern auf der Ebene dessen, was gedacht werden kann; sie ist die Grammatik, nicht der Text.

Damit erhält der Begriff eine Struktur, die an Kant erinnert, ohne mit ihm identisch zu sein. Wie bei Kant handelt es sich um eine Bedingung, die jeder einzelnen Erkenntnis vorausliegt, ohne selbst ein Gegenstand der Erkenntnis zu sein; wie bei Kant konstituiert diese Bedingung ihren Gegenstand, statt ihn nur wahrzunehmen. Der entscheidende Unterschied liegt darin, dass Kants Bedingungen der Erkenntnis überzeitlich gedacht sind – als Struktur des menschlichen Verstandes überhaupt –, während Foucaults Bedingungen historisch und begrenzt sind. Daher der von Foucault selbst verwendete, bewusst paradox klingende Ausdruck des historischen Apriori: eine Bedingung, die zwar für alle Aussagen einer Epoche gleichermaßen konstitutiv ist, die aber selbst wiederum eine historisch entstandene und historisch vergängliche Konfiguration ist, keine Struktur der Vernunft schlechthin. Es gibt für Foucault also nicht die eine Struktur der Erkenntnis, sondern eine Abfolge wechselnder, epochal begrenzter Konfigurationen, zwischen denen – das ist der entscheidende Punkt – keine Kontinuität, keine Steigerung, keine wechselseitige Übersetzbarkeit besteht.

*Historisches
Apriori*

2.2 Diskursformation und die Regeln der Formation

Die *Archäologie des Wissens* präzisiert diese Konfiguration weiter und übersetzt sie aus der eher bildhaften Sprache von *Die Ordnung der Dinge* in ein methodisch handhabbares Instrumentarium. An die Stelle der episteme tritt der Begriff der Diskursformation: eine Regelmäßigkeit, die sich zwischen den Objekten, den Äußerungstypen, den Begriffen und den thematischen Entscheidungen eines Diskurses feststellen lässt. Entscheidend ist dabei die Reihenfolge der Erklärung. Man könnte annehmen, ein Gegenstand – etwa der Wahnsinn, die Krankheit, das Leben – existiere zunächst, und der Diskurs bilde sich anschließend, um über ihn zu sprechen. Foucault kehrt diese Reihenfolge um: Der Diskurs bildet seinen Gegenstand selbst,

*Die vier
Ebenen der
Regelbildung*

indem er systematisch festlegt, unter welchen Bedingungen überhaupt von einem Gegenstand dieser Art die Rede sein kann.

Foucault unterscheidet in diesem Zusammenhang vier Ebenen der Regelbildung, die zusammen eine Diskursformation konstituieren. Die Formation der Objekte legt fest, wovon in einem Diskurs überhaupt die Rede sein kann – welche Oberflächen des Auftauchens, welche Autoritäten der Abgrenzung, welche Gitter der Spezifikation einen Gegenstand als Gegenstand dieses Diskurses erst konstituieren. Die Formation der Äußerungsmodalitäten legt fest, wer mit welcher institutionellen Position, mit welcher Ausbildung, mit welcher Autorität sprechen kann, damit seine Rede als Beitrag zum Diskurs zählt, nicht als bloße Meinungsäußerung. Die Formation der Begriffe legt fest, welche begrifflichen Operationen – Definition, Klassifikation, Serienbildung, Ableitung – in einem Diskurs zur Verfügung stehen und wie sie sich zueinander verhalten. Die Formation der Strategien schließlich legt fest, welche thematischen Entscheidungen, welche theoretischen Gesamtoptionen ein Diskurs zulässt, ohne dass eine dieser Optionen bereits durch die vorangehenden drei Ebenen erzwungen wäre.

Über all diesen Regeln liegt, als noch allgemeinerer Begriff, das Archiv: das System, das die Erscheinung und Verschwindung der Aussagen selbst regiert, das darüber entscheidet, welche Aussagen als Ereignisse und als Dinge zugleich in Erscheinung treten und sich in Regelmäßigkeiten gruppieren. Das Archiv ist nicht die Summe alles jemals Gesagten – das wäre eine bloße Bibliothek –, sondern das Gesetz dessen, was gesagt werden konnte, die Praxis, die bewirkt, dass so viele Aussagen als Ereignisse existieren und als Dinge sich anordnen lassen.

2.3 Die Anonymität als methodisches Zentrum

Entscheidend für das Verständnis dieses gesamten Apparats ist, dass die genannten Regeln explizit ohne Subjekt und ohne tragende Instanz gedacht werden. Foucault lehnt es ausdrücklich ab, den Ursprung einer Diskursformation in einem Autor, einer Schule, einer Institution oder einer bewusst getroffenen Entscheidung zu suchen. Der Autor wird, wie Foucault es in seinem Aufsatz über die Autorfunktion ausführt, selbst zu einer Funktion innerhalb des Diskurses – zu einer Klassifikationsweise, die bestimmte Texte zusammenbindet, ihnen einen bestimmten Status verleiht, ihre Zirkulation reguliert, indem es erlaubt, von einem Text zu sagen, er gehöre zum Werk eines Namens –, nicht zu ihrem Ursprung. Was für den Autor gilt, gilt konsequent für jede denkbare Instanz: Eine Kirche der Wissenschaft, ein Wächterrat der Disziplin, eine explizite Autorität, die über die Grenze des Sagbaren wacht und entscheidet, kommt in diesem Modell nicht vor, und zwar nicht aus Nachlässigkeit oder mangelnder historischer Neugier, sondern aus methodischem Kalkül.

Der Grund für dieses Kalkül liegt in einer Sorge, die sich durch Foucaults gesamtes Werk zieht, weit über die Archäologie hinaus bis in seine späteren machtanalytischen Arbeiten. Würde man die Grenze des Sagbaren auf eine Instanz zurückführen, verwandelte sich die eigentliche Frage in eine bloße Verwaltungsfrage: Man müsste nur herausfinden, wer entscheidet, um diese Entscheidung anschließend zu kritisieren, zu revidieren, durch eine bessere, gerechtere, klügere Entscheidung zu

*Warum
keine
Instanz?*

ersetzen. Das Sagbare erschiene dann als das Ergebnis einer – im Prinzip korrigierbaren – Willkür einzelner Akteure, und die Kritik hätte ihr Objekt gefunden: die Person, die Institution, die man zur Verantwortung ziehen könnte. Foucaults Punkt ist demgegenüber grundsätzlicher: Die Grenze des Sagbaren sitzt tiefer als jede einzelne Entscheidung. Sie ist die Bedingung, unter der überhaupt so etwas wie Entscheidungen, Autoritäten, Institutionen als solche in Erscheinung treten und wirksam werden können. Die episteme geht der Institution voraus, nicht umgekehrt; wer eine Institution kritisiert, kritisiert immer schon innerhalb einer Konfiguration, die er dabei nicht in Frage stellt, sondern voraussetzt.

2.4 Die Erklärungskraft des Modells: Diskontinuität

Diese Antwort hat eine unbestreitbare Stärke, die anzuerkennen ist, bevor man sich mit ihr auseinandersetzt. Sie erklärt Diskontinuität in einer Schärfe, die keiner vorherigen Wissenschaftstheorie in vergleichbarem Maß gelungen war. Die drei in Abschnitt I erwähnten Beispiele – die allgemeine Grammatik gegenüber der Philologie, die Naturgeschichte gegenüber der Biologie, die Reichtumsanalyse gegenüber der politischen Ökonomie – zeigen, dass der Übergang von einer Konfiguration zur nächsten kein Ergebnis besserer Argumente innerhalb eines stabilen Gegenstandsbereichs ist, sondern eine Verschiebung der gesamten Konfiguration, innerhalb derer der Gegenstandsbereich selbst neu konstituiert wird. Diese Erklärungskraft ist real, und ein Gegenmodell, das sie nicht anerkennt, wäre von vornherein disqualifiziert.

2.5 Die Grenze des Modells: das Fehlen einer Instanz

Diese Stärke hat jedoch einen Preis, der benannt werden muss, weil er nicht in einer beiläufigen Unschärfe liegt, sondern in der inneren Konstruktion des Begriffs selbst. Ein System von Regeln, das explizit ohne tragende Instanz gedacht wird, kann seiner eigenen Struktur nach keine graduellen Unterschiede in der Behandlung einzelner Aussagen erklären. Innerhalb einer gegebenen episteme ist eine mögliche Aussage entweder sagbar oder unsagbar. Das Feld selbst – die Konfiguration der vier Formationsregeln – kennt keine Abstufung, weil es keinen Ort gibt, an dem eine Abstufung überhaupt vorgenommen werden könnte. Eine Regel kann erfüllt oder nicht erfüllt sein; sie kann nicht in unterschiedlichem Grad, mit unterschiedlicher Nachsicht, in unterschiedlichem Tempo angewendet werden, wenn es keine Instanz gibt, die eine solche graduelle Anwendung vornehmen könnte.

Keine Gradualität

Man könnte einwenden, dass die Formation der Strategien selbst Raum für Bindendifferenzierung lasse, da sie ja mehrere thematische Optionen innerhalb eines Feldes zulässt. Der Einwand ist berechtigt, verfehlt aber den entscheidenden Punkt. Die Formation der Strategien beschreibt die Bandbreite dessen, was innerhalb eines Feldes sagbar ist – sie beantwortet die Frage, welche thematischen Entscheidungen zur Verfügung stehen –, nicht die davon zu unterscheidende Frage, mit welcher Geschwindigkeit und Schärfe eine bereits innerhalb dieser Bandbreite liegende, also bereits sagbare Aussage im Zeitverlauf akzeptiert oder zurückgewiesen wird. Was das Modell erklären kann, ist die globale Konfiguration eines Feldes zu einer gegebenen Zeit. Was es strukturell nicht erklären kann, ist die oft über Jahrzehnte

reichende Geschichte einzelner Aussagen innerhalb ein und derselben Konfiguration: warum eine Aussage zunächst als Randposition geduldet, dann über Jahre kontrovers diskutiert wird, um schließlich entweder in den Kanon einer Disziplin aufgenommen oder endgültig aus ihr entfernt zu werden – ein Verlauf, der sich nicht durch einen Bruch der episteme erklären lässt, weil während des gesamten Verlaufs, wie sich an konkreten Fällen zeigen lässt, dieselbe epistemische Konfiguration ununterbrochen in Kraft bleibt. Genau diese zweite Frage – nicht was sagbar ist, sondern wie eine bereits sagbare Aussage behandelt wird – bleibt in Foucaults Begriffsapparat unbeantwortet, weil ihre Beantwortung eine Instanz voraussetzen würde, die das Modell konstitutiv nicht kennt.

3 Die Gegenthese: Kanon statt Feld

3.1 Eine benennbare Struktur

Die Gegenthese ersetzt das anonyme Feld durch eine konkrete, benennbare, aber nicht notwendig personale Struktur, die hier als scholastische Struktur bezeichnet wird. Scholastik heißt in diesem Aufsatz nicht Verfallsform, sondern Normalform – wer das für eine Provokation hält, sei auf den beschriebenen Sachverhalt, nicht auf das Wort verwiesen.

Was mit diesem Wort bezeichnet werden soll, ist keine historische Epoche und keine bestimmte Lehrmeinung, sondern eine Betriebsform, die immer dann auftritt, wenn ein Wissenskörper über Generationen hinweg stabil bleiben soll: ein Bestand, der als autoritativ gilt, eine Praxis, die diesen Bestand auslegt und fortschreibt, und ein Mechanismus, der Abweichungen von diesem Bestand zurückweist. Diese drei Momente sind nicht kontingente Merkmale, die man an der mittelalterlichen Universität ebenso wie zufällig an anderen Orten wiederfindet; sie stehen in einem inneren Zusammenhang zueinander, der sich unabhängig von ihrem historischen Ursprungsort beschreiben lässt. Ein Bestand ohne Auslegungspraxis erstarrt und verliert den Anschluss an neue Fälle; eine Auslegungspraxis ohne Bestand hat nichts, worauf sie sich beziehen könnte, und wäre keine Auslegung, sondern freie Erfindung; ein Bestand und eine Auslegungspraxis ohne einen Mechanismus, der Abweichungen zurückweist, könnten die Grenze zwischen legitimer Fortschreibung und beliebiger Neuerung nicht aufrechterhalten und würden ihre Unterscheidungsfunktion verlieren. Wer diese drei Momente – Bestand, Auslegung, Zurückweisung – in einem Wissenskörper nachweist, hat damit das nachgewiesen, was hier scholastische Struktur heißt, unabhängig davon, ob der betreffende Körper eine theologische Fakultät, ein physikalisches Forschungszentrum oder eine mathematische Fachgemeinschaft ist. Diese drei Momente sollen im Folgenden unter ihren eingeführten Namen behandelt werden: Kanon, Kommentar, Immunisierung.

Diese Struktur besteht aus drei Elementen, die formal, nicht inhaltlich zu bestimmen sind. Der Kanon ist die autoritative Setzung, die festlegt, was innerhalb eines Diskurses als relevant, als methodisch korrekt, als geltungsfähig zu behandeln ist. Diese Bestimmung sagt nichts darüber, woraus der Kanon besteht – ob aus einem Text, einer Theorie, einem Axiomensystem, einer methodologischen Konvention –, und nichts darüber, ob er explizit kodifiziert oder implizit wirksam ist. Sie sagt

*Scholastik
als Nor-
malform*

*Die drei
Elemente*

etwas über seine Funktion: Er markiert die Grenze zwischen dem, was innerhalb des Diskurses Geltung beanspruchen kann, und dem, was ausgeschlossen wird. Der Kommentar ist die Praxis, die sich auf den Kanon bezieht, ihn expliziert, auf neue Fälle anwendet, fortschreibt, ohne ihn zu verlassen; er ist die produktive Seite der Struktur, diejenige, die neue Bestimmungen erzeugt, ohne die vom Kanon gesetzte Grenze zu überschreiten. Die Immunsisierung ist die Praxis, die Abweichungen vom Kanon als illegitim markiert und zurückweist; sie ist die Kehrseite des Kommentars, diejenige Praxis, die dafür sorgt, dass der Kanon seine Unterscheidungsfunktion nicht verliert.

3.2 Die Frage nach der Instanz

An dieser Stelle muss eine Frage beantwortet werden, die Foucaults eigenes Modell überhaupt erst zu seiner radikalen Form gezwungen hat: Wer oder was übt die Funktion aus, die dem Kanon zugeschrieben wird? Wer entscheidet, ob eine Aussage sich noch innerhalb der vom Kanon gesetzten Grenze bewegt oder nicht?

Die Antwort darf nicht auf eine Person, ein Amt, eine explizite Autorität zurückfallen, da dies die strukturelle Frage wieder in eine bloße Verwaltungsfrage umwandeln würde. Die Kanonfunktion ist daher funktional, nicht substantiell zu bestimmen. Sie ist nicht dadurch definiert, wer sie ausübt, sondern dadurch, was sie leistet: die Unterscheidung von kanonkonformem und kanonabweichendem Gebrauch. Diese Funktion kann von einer einzelnen Institution ausgeübt werden – einem Forschungszentrum, einem Herausgebergremium –, sie kann aber ebenso von einem verteilten Netzwerk aus Fachzeitschriften, Berufungsverfahren und Zitierpraktiken getragen werden, ohne dass irgendeine Einzelinstanz die Kontrolle inne hätte. Entscheidend ist nicht die Zentralisierung der Funktion, sondern ihre Lokalisierbarkeit: Man kann für einen gegebenen Fall angeben, an welchen Instanzen – und sei es an einem verteilten Ensemble solcher Instanzen – sich die Distanz einer Aussage zum Kanon bemisst. Genau das unterscheidet die scholastische Struktur von der episteme, die eine solche Lokalisierung methodisch ausschließt, weil sie die Regelbildung gerade als subjekt- und trägerlos denkt.

Damit ist auch der naheliegende Einwand entkräftet, dass die Kanon-Kommentar-Struktur durch die Hintertür genau die naive Machtfrage wieder einführt, die Foucault zu Recht vermeiden wollte – die Vorstellung, es gebe einen Wächterrat, den man nur entlarven müsse, um das Problem zu lösen. Der Einwand trafe zu, wenn die Struktur eine bestimmte, historisch fixe institutionelle Form behauptete. Das tut sie nicht. Sie behauptet lediglich, dass die Unterscheidungsfunktion irgendwo lokalisiert sein muss, wenn Gradualität überhaupt erklärbar sein soll – nicht, wo genau und in welcher Form. Die konkrete institutionelle Realisierung dieser Funktion ist eine empirische Frage, die von Disziplin zu Disziplin, von Epoche zu Epoche unterschiedlich beantwortet wird und die selbst wieder graduell revidierbar ist. Die Struktur liefert damit weniger Behauptung, als es zunächst scheint – und genau darin liegt ihr methodischer Vorteil gegenüber der episteme: Sie muss nicht angeben, wer entscheidet, um zu erklären, dass graduelle Distanzverhältnisse überhaupt möglich sind; sie muss nur zeigen, dass eine solche Lokalisierung dem Prinzip nach immer möglich ist, während sie es bei einem trägerlosen Regelsystem prinzipiell nicht ist.

*Kein
Wächter-
rat*

3.3 Der Unterschied zur episteme

Der entscheidende Unterschied zu Foucaults Modell liegt somit nicht darin, dass die Gegentese Grenzen des Sagbaren bestreiten würde – das tut sie nicht –, sondern in deren Struktur. Foucaults episteme ist eine Konfiguration des gesamten Feldes: Sie ändert sich selten und dann vollständig; innerhalb einer Konfiguration gibt es keine Instanz, die graduell operieren könnte, weil die Regeln der Formation, wie in Abschnitt II gezeigt, eine Aussage nur als sagbar oder unsagbar, nicht aber als randständig, geduldet oder umstritten kennen. Der Kanon dagegen ist eine kontinuierlich aktive, revidierbare Instanz, die nicht an Epochengrenzen gebunden ist, sondern in jedem Moment der Forschungspraxis wirksam ist. Er kann eine Randposition dulden, ohne sie zu kanonisieren; er kann eine Position jahrzehntelang in einem Schwebezustand belassen; er kann seine eigene Reichweite stückweise verschieben, ohne dass dies einen Bruch der gesamten epistemischen Konfiguration erfordert, in der sich diese Verschiebung vollzieht. Die episteme operiert, in einem bildlichen Vergleich, wie ein Schalter: an oder aus, ganzes Feld oder ganzes anderes Feld. Der Kanon operiert wie ein Gradient: näher oder ferner, mit messbarer, wenn auch nicht quantifizierbarer Distanz.

*Gradient
statt
Schalter*

Diese Differenz hat eine methodologische Konsequenz, die über den bloßen Beschreibungsvorteil hinausgeht. Foucaults Modell zwingt dazu, jede beobachtete Gradualität entweder zu leugnen oder sie einer anderen, außerhalb der Archäologie liegenden Erklärungsebene zuzuschlagen – etwa der Soziologie wissenschaftlicher Gemeinschaften, die dann faktisch die Arbeit übernimmt, die das archäologische Modell selbst nicht leisten kann, ohne dass diese Arbeitsteilung im Modell selbst vorgesehen wäre. Das Kanon-Modell muss diese Arbeitsteilung nicht vornehmen, weil es die Gradualität von Anfang an in seinem Begriffsapparat verankert, nicht nachträglich importiert.

3.4 Der Einwand der bloßen Umbenennung

Man könnte einwenden, dies sei nur eine terminologische Verschiebung: episteme umbenannt in Kanon, versehen mit der zusätzlichen, aber unbelegten Behauptung einer Instanz, die das Problem nicht löst, sondern nur verdeckt. Der Einwand verfehlt den entscheidenden Punkt. Die Behauptung einer Instanz ist keine beiläufige Zutat, die man dem Modell hinzufügen oder wieder entziehen könnte, ohne seine Erklärungskraft zu verändern; sie ist die Bedingung dafür, dass das Modell überhaupt graduelle Phänomene erklären kann. Eine Instanz – sei es ein Text, ein Verfahren, ein Standardmodell, eine methodologische Konvention – kann in unterschiedlichem Grad verletzt werden: Eine Aussage kann randständig, aber nicht ausgeschlossen sein, weil sie den Kanon nur in einem peripheren, nicht in einem zentralen Punkt berührt. Ein anonymes Feld kennt diese Abstufung nicht, weil es keinen Ort gibt, an dem Nähe oder Distanz zu etwas gemessen werden könnte. Der Kanon ist genau dieser Ort.

Ein zweiter, subtilerer Einwand ließe sich gegen diese Erwiderung vorbringen: Vielleicht lässt sich Gradualität auch innerhalb eines instanzlosen Modells rekonstruieren, wenn man annimmt, dass eine episteme selbst über eine innere Textur verfügt – dass manche ihrer Regeln zentraler, andere peripherer sind, ohne dass es

*Die
implizite
Instanz*

dazu einer eigenen Instanz bedürfte. Dieser Einwand verdient eine genaue Antwort, weil er die Standhaftigkeit der Gegenthese auf die Probe stellt. Die Antwort lautet: Selbst wenn man einer episteme eine solche innere Zentrum-Peripherie-Struktur zugestünde, bliebe offen, was diese Struktur trägt – was also darüber entscheidet, dass eine bestimmte Regel zentral, eine andere peripher ist, und was diese Verteilung im Zeitverlauf verschiebt. Sobald man diese Frage beantwortet, hat man implizit bereits eine Instanz eingeführt – etwas, das die Zentralität einzelner Regeln festlegt und revidiert –, auch wenn man sie nicht so nennt. Der Unterschied zwischen den beiden Modellen ist an dieser Stelle nicht mehr, ob eine solche Instanz existiert, sondern ob man bereit ist, sie beim Namen zu nennen und ihre Funktionsweise explizit zu machen. Die Gegenthese tut das; ein nachträglich um eine implizite Zentrum-Peripherie-Struktur erweitertes Foucault-Modell täte es der Sache nach ebenfalls, hätte aber den Vorteil der ursprünglichen Anonymität bereits aufgegeben.

3.5 Die Umdeutung der Immunisierung

Mit diesem Unterschied verschiebt sich auch das Verständnis dessen, was eine Immunisierung ist. Bei Foucault wäre der Ausschluss einer Aussage ein Symptom der epistemischen Konfiguration selbst – die Aussage fällt aus dem Feld des Sagbaren, weil sie in ihm keinen Platz hat, ohne dass dieser Ausschluss auf eine Entscheidung, eine Bewertung, einen Akt zurückzuführen wäre. In der Kanon-Kommentar-Struktur ist der Ausschluss dagegen eine operative Handlung: eine Bewertung der Distanz zwischen einer Aussage und dem Kanon, die graduell ausfallen kann und die sich revidieren lässt, ohne dass sich das gesamte Feld verschieben müsste.

Diese Umdeutung hat eine Konsequenz für die Bewertung von Immunisierung selbst, die festgehalten werden muss, bevor der folgende Abschnitt zu den Beispielen übergeht. Immunisierung ist in diesem Modell weder pauschal illegitim noch pauschal gerechtfertigt. Sie ist eine fehlbare, aber nicht beliebige Operation: fehlbar, weil die eingeschätzte Distanz zwischen einer Aussage und dem Kanon sich im Nachhinein als falsch eingeschätzt erweisen kann; nicht beliebig, weil sie an eine benennbare, überprüfbare Bezugsgröße gebunden ist, an der sich diese Fehleinschätzung überhaupt als Fehleinschätzung feststellen lässt. Genau diese Revidierbarkeit im Kleinen – nicht im Großen, wie bei Foucaults Epochenbrüchen – ist der empirische Regelfall der Wissenschaftsgeschichte, wie sich im folgenden Abschnitt an konkreten Fällen zeigen lässt.

4 Warum das mehr erklärt: die Gradualität

4.1 Die zu prüfende Behauptung

Die Überlegenheit des Kanon-Modells gegenüber der episteme wurde bislang vor allem begrifflich begründet: Ein instanzloses Regelsystem kann Gradualität strukturell nicht abbilden, während eine Kanon-Kommentar-Struktur über einen Bezugspunkt verfügt, an dem sich Distanzverhältnisse bestimmen lassen. Diese begriffliche Überlegenheit bliebe jedoch schwach, wenn sie keine Entsprechung

in der Wissenschaftsgeschichte fände. Der vorliegende Abschnitt prüft daher an fünf Beispielen aus unterschiedlichen Disziplinen, ob der tatsächliche Verlauf neuer Aussagen besser durch ihre graduelle Distanz zu einer benennbaren Kanonannahme erklärt werden kann als durch binäre Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit zu einer epistemischen Konfiguration.

4.2 Zentralität als erklärende Variable

Entscheidend ist dabei nicht die bloße Neuheit einer Aussage, sondern die Zentralität der Kanonannahme, die sie berührt. Periphere Annahmen erlauben in der Regel eine langfristige Duldung am Rand; zentrale, tief verankerte Annahmen lösen hingegen rasche und scharfe Immunisierungsreaktionen aus, weil ihre Revision weitreichende Folgekorrekturen im gesamten Gefüge erfordern würde. Foucaults Modell kennt diese Unterscheidung nicht, da es innerhalb einer episteme keine internen Gewichtungen von Regeln vorsieht.

4.3 Fünf Fälle

Alfred Wegener (Kontinentalverschiebung, 1912): Die Theorie wurde weder sofort verworfen noch akzeptiert. Sie blieb über vier Jahrzehnte in einem Zustand geduldeter Randständigkeit – zitiert, diskutiert, gelegentlich in Lehrbüchern erwähnt, aber nicht in den geologischen Kanon aufgenommen. Die Beobachtungen (Passform der Kontinente, fossile Verteilungen) wurden weitgehend akzeptiert; bestritten wurde der fehlende Antriebsmechanismus. Die These berührte damit eine periphere Annahme. Erst die Plattentektonik der 1960er Jahre lieferte den passenden Mechanismus und ermöglichte die Kanonisierung – ohne dass sich die grundlegende epistemische Konfiguration der Geologie insgesamt verschoben hätte.

Barbara McClintock (transponierbare Elemente, 1940er Jahre): Ihre Entdeckung „springender Gene“ stieß auf respektvolle Zurückhaltung. Die Arbeit wurde veröffentlicht, aber über Jahrzehnte nicht in den zentralen Kanon der Genetik integriert, weil sie der damals dominanten Annahme eines stabilen, unveränderlichen Genoms widersprach. Erst die molekularbiologischen Bestätigungen der 1970er Jahre zeigten, dass die Stabilitätsannahme revidierbar war, ohne das übrige genetische Gebäude zu gefährden. McClintock erhielt 1983 den Nobelpreis. Auch hier erfolgte keine foucaultsche epistemische Zäsur, sondern eine allmähliche Annäherung an den Kanon.

Nicht-euklidische Geometrie (Bolyai, Lobatschewski, Gauß, frühes 19. Jahrhundert): Die neuen Geometrien trafen auf starke Zurückweisung, weil sie das zentrale euklidische Parallelenpostulat angriffen, das seit Jahrhunderten mit dem philosophischen Verständnis von Raum verknüpft war. Die übrigen mathematischen Teilgebiete blieben unberührt. Erst Riemanns Krümmungsbegriff und später Einsteins Allgemeine Relativitätstheorie führten zur Integration. Die Verschiebung

lässt sich präzise an einem benennbaren kanonischen Element (dem Parallelpostulat) festmachen, nicht an einer Gesamtverschiebung des mathematischen Feldes.

Barry Marshall & Robin Warren (*Helicobacter pylori*, frühe 1980er Jahre): Der Nachweis einer bakteriellen Ursache von Magengeschwüren stieß auf besonders scharfen Widerstand, weil er eine zentrale Annahme des etablierten Kanons (Stress und Magensäure als Hauptursachen) sowie die darauf aufbauenden therapeutischen Protokolle in Frage stellte. Die schnelle und intensive Immunisierung erklärt sich aus der hohen Zentralität der berührten Annahme. Erst Marshalls Selbstversuch und spätere Bestätigungen erzwangen die Revision (Nobelpreis 2005).

Kalte Fusion (Fleischmann/Pons, 1989) als Kontrastfall: Die Ankündigung wurde innerhalb weniger Monate aus dem akzeptablen Forschungsfeld ausgeschlossen. Die vorgelegten Ergebnisse hielten unabhängigen Replikationsversuchen nicht stand und widersprachen zugleich zentralen, gut abgesicherten Annahmen der Kernphysik über Energieskalen nuklearer Prozesse. Im Gegensatz zu Wegener lag hier eine unmittelbare Verletzung zentraler Kanonelemente vor – bei ansonsten unveränderter epistemischer Konfiguration der Physik.

4.4 Was die fünf Fälle gemeinsam zeigen

Die Beispiele aus Geologie, Genetik, Mathematik, Medizin und Physik zeigen ein klares Muster: Die Geschwindigkeit und Intensität der Reaktion auf eine neue Aussage korreliert stark mit der Zentralität der berührten Kanonannahme. Periphere Herausforderungen erlauben langfristige Duldung und allmähliche Integration; zentrale Herausforderungen lösen rasche Immunisierung aus. In allen Fällen blieb die zugrunde liegende epistemische Konfiguration im foucaultschen Sinne weitgehend stabil. Das Kanon-Modell erklärt damit nicht nur das Vorhandensein von Grenzen des Sagbaren, sondern deren unterschiedliche Durchlässigkeit und die variable Dynamik ihrer Verschiebung – ein Phänomen, für das Foucaults Vokabular keinen adäquaten Begriff bereitstellt.

5 Der Einwand: Ist das nicht nur Kuhn in neuem Vokabular?

5.1 Die Nähe der beiden Modelle

Ein naheliegender Einwand lautet, das hier entwickelte Modell sei im Kern nur eine Reformulierung von Thomas Kuhns Paradigmenbegriff. Kuhns Unterscheidung zwischen Normalwissenschaft und wissenschaftlicher Revolution, seine Beschreibung der Normalwissenschaft als Rätsellösen innerhalb eines geteilten Rahmens sowie seine Beobachtung, dass Anomalien zunächst toleriert und erst bei Häufung zu einer Krise verdichtet werden, scheinen genau jene Gradualität zu erfassen, die gegen Foucault ins Feld geführt wurde. Wer die Ähnlichkeit für zu groß hält, um von einem eigenständigen Modell zu sprechen, verdient eine präzise Antwort.

Tatsächlich steht Kuhns Ansatz dem hier entwickelten näher als Foucaults episteme. Anders als Foucault arbeitet Kuhn mit einer Form von Binnendifferenzierung innerhalb eines Paradigmas: Anomalien werden nicht sofort aus dem Feld des Sagbaren entfernt, sondern zunächst als ungelöste Rätsel behandelt. Insofern ist die Nähe unbestreitbar und soll auch nicht geleugnet werden.

5.2 Der Unterschied im Auflösungsgrad

Bei genauerer Betrachtung liegt die Nähe jedoch eher auf der deskriptiven, weniger auf der erklärenden Ebene. Kuhns Paradigma (später als „disziplinäre Matrix“ präzisiert) umfasst symbolische Verallgemeinerungen, metaphysische Überzeugungen, Wertmaßstäbe und exemplarische Problemlösungen. Es beschreibt einen geteilten Rahmen, liefert aber kein klares formales Kriterium dafür, welches Element dieser Matrix in einem konkreten Fall die entscheidende Rolle spielt. Kuhn kann im Nachhinein beschreiben, dass Anomalien zunächst geduldet und später krisenhaft werden; er benennt jedoch nicht systematisch die Variable, von der die unterschiedliche Behandlung abhängt.

Die Kanon-Kommentar-Struktur benennt diese Variable explizit: die Distanz einer Aussage zu einem konkreten, identifizierbaren Element des Kanons (Axiom, zentraler Mechanismus, methodologische Grundannahme). Damit lässt sich nicht nur nachträglich erzählen, dass es Phasen der Duldung und der Krise gab, sondern vorab begründen, warum eine These (Wegener, McClintock) langfristig geduldet wird, während eine andere (kalte Fusion, *Helicobacter pylori* zunächst) rasch ausgeschlossen wird. Die Beispiele des vorigen Abschnitts bestätigen diesen Unterschied.

5.3 Warum der Kommentarbegriff produktiver ist

Der Begriff des Kommentars erweist sich gegenüber alternativen Konzepten wie Kuhns „Rätsellösen“, Foucaults impliziter Fortschreibung von Diskursregeln oder reiner kritischer Negation als deutlich produktiver. Die scholastische Praxis des Mittelalters – mit ihren klassischen Formen des *commentarium*, der *quaestio* und der *disputatio* – liefert hierfür ein historisches Modell: Sie bestand wesentlich darin, autoritative Texte (vor allem Aristoteles, die Bibel und die Kirchenväter) auszulegen, auf neue Probleme anzuwenden und durch präzise Unterscheidungen schrittweise fortzuentwickeln, ohne den kanonischen Bezugstext grundsätzlich zu verlassen. Während das Rätsellösen primär eine Tätigkeit innerhalb eines bereits gesicherten Rahmens beschreibt und Kritik meist als bloße Destruktion oder externe Infragestellung auftritt, bezeichnet der Kommentar eine genuin produktive Praxis: Er expliziert den Kanon, wendet ihn auf neue Fälle an, erweitert ihn schrittweise und generiert dabei neues Wissen, ohne die grundlegende Bezugsgröße aufzugeben. Der Kommentar ist damit weder bloße Reproduktion noch revolutionärer Bruch, sondern die eigentliche Triebkraft kontinuierlicher, kumulativer und doch kanongebundener Wissensentwicklung. Er erklärt, warum Wissenschaft auch ohne epochale Zäsuren oder Paradigmenwechsel substantiell voranschreiten kann.

5.4 Rätsellösen als unzureichender Mechanismus

Ein zweiter Unterschied betrifft Kuhns Begriff des Rätsellösens selbst. Die Normalwissenschaft besteht für Kuhn wesentlich darin, dass eine Gemeinschaft Probleme löst, deren Lösbarkeit das Paradigma bereits garantiert; ein Scheitern bei einem solchen Rätsel wird zunächst dem Forscher, nicht dem Paradigma angelastet. Dieser Mechanismus erklärt die psychologische Trägheit einzelner Forscher, nicht jedoch die kollektive, gestufte Reaktion einer ganzen Gemeinschaft auf neue Thesen. Er erklärt nicht systematisch, warum eine gegen periphere Annahmen gerichtete These über Jahrzehnte toleriert wird, während eine gegen zentrale Annahmen gerichtete These binnen Monaten marginalisiert wird. Die Kanon-Kommentar-Struktur leitet diese unterschiedliche Reaktion nicht aus individueller Psychologie, sondern aus der objektivierbaren Distanz zu einer kollektiv geteilten Bezugsgröße ab.

5.5 Fleck und Bourdieu

Ludwik Flecks Denkstil und Pierre Bourdieus Feldbegriff unterliegen demselben Einwand. Fleck beschreibt sehr treffend, wie Denkkollektive Wahrnehmung und Tatsachenkonstitution prägen, liefert aber kein Kriterium für graduelle Nähe oder Distanz einzelner Aussagen zu einem benennbaren Zentrum. Bourdieu analysiert wissenschaftliche Gemeinschaften als Kräftefelder, in denen um symbolisches Kapital gekämpft wird, und erklärt damit institutionelle Begünstigungen und Benachteiligungen. Auch er benennt jedoch nicht die inhaltliche Distanz einer Aussage zu einer kanonischen Bezugsgröße. Beide Ansätze bieten wertvolle soziologische Einsichten, die das Kanon-Modell nicht ersetzen will – sie beschreiben die sozialen Träger von Kanonentscheidungen, während das Kanon-Modell das Kriterium liefert, nach dem diese Entscheidungen im Einzelfall ausfallen.

5.6 Der verbleibende Mehrwert

Der Unterschied zu Kuhn, Fleck und Bourdieu lässt sich auf einen Punkt bringen: Diese Autoren beschreiben mit großem Gewinn, wie wissenschaftliche Gemeinschaften kollektiv funktionieren. Das Kanon-Modell ergänzt diese Beschreibungen, indem es ein präziseres Kriterium dafür liefert, warum bestimmte Aussagen mit unterschiedlicher Geschwindigkeit und Schärfe aufgenommen oder zurückgewiesen werden. Es ist kein Ersatz, sondern eine komplementäre analytische Schicht, die dort ansetzt, wo die soziologisch-historischen Modelle an ihre begriffliche Auflösungsgrenze stoßen.

6 Konsequenz: eine andere Wissensordnung

6.1 Von der Epochengeschichte zur Kanongeschichte

Wenn die in den Abschnitten III bis V entwickelte Gegenthese zutrifft, hat dies Konsequenzen für die Schreibweise von Wissenschaftsgeschichte, die über einen bloßen

Begriffersatz hinausgehen. Modelle, die sich an Foucault oder Kuhn orientieren, zentrieren ihre Erzählung auf seltene, aber dramatische Brüche: Foucault beschreibt den Wechsel ganzer epistemischer Konfigurationen, Kuhn den Übergang von Normalwissenschaft über Krise zur Revolution. In beiden Fällen erscheint die Zeit zwischen den Brüchen als relativ homogene, theoretisch wenig aufschlussreiche Phase.

Eine Geschichtsschreibung, die sich an der Kanon-Kommentar-Struktur orientiert, kehrt diese Gewichtung um. Das eigentliche Geschehen liegt nicht primär in den großen Zäsuren, sondern in der kontinuierlichen, ungleich verteilten Dynamik, mit der einzelne Aussagen sich einem Kanon annähern oder sich von ihm entfernen. Die sichtbaren „Revolutionen“ erscheinen aus dieser Perspektive nicht als kategorial andere Ereignisse, sondern als Beschleunigungen und Verdichtungen eines Prozesses, der auch in ruhigeren Phasen nach derselben Logik abläuft. Der Übergang von der klassischen zur relativistischen Physik wäre dann kein grundsätzlich anderer Vorgang als Wegeners vierzigjähriger Schwebezustand oder die rasche Zurückweisung der kalten Fusion – lediglich ein Fall höherer Geschwindigkeit und größerer Zentralität der betroffenen Annahme.

6.2 Eine überprüfbare Erwartung

Das Kanon-Modell formuliert damit nicht nur eine andere Beschreibung, sondern eine falsifizierbare Erwartung: Die Geschwindigkeit und Schärfe der Reaktion auf eine neue Aussage sollte systematisch mit der Zentralität der berührten Kanonannahme korrelieren. Periphere Herausforderungen sollten überproportional häufig langfristig geduldet werden, zentrale Herausforderungen hingegen rasch und scharf zurückgewiesen werden – unabhängig von Disziplin und Epoche. Diese Vorhersage ist an breiterem historischem Material prüfbar. Ein signifikantes Gegenmuster (zentrale Annahmen, die über Jahrzehnte geduldet werden, oder periphere, die sofort ausgeschlossen werden) würde das Modell revisionsbedürftig machen. Weder Foucaults noch Kuhns Modell formulieren eine vergleichbar konkrete, risikoreiche Erwartung.

6.3 Konsequenzen für den Begriff des Fortschritts

Auch für den Begriff des wissenschaftlichen Fortschritts ergeben sich Konsequenzen. Während Fortschritt bei Foucault streng genommen nur innerhalb einer episteme sinnvoll ist und bei Kuhn über Paradigmengrenzen hinweg problematisch bleibt, erlaubt das Kanon-Modell eine bescheidenere, aber handhabbarere Bestimmung: Fortschritt liegt vor, wenn eine neue Aussage eine Lücke im bestehenden Kanon schließt und dessen innere Kohärenz steigert – wie die Plattentektonik es für Wegeners Beobachtungen tat. Der Maßstab ist dabei nicht ein externer oder trans-epistemischer, sondern die überprüfbare Verbesserung der Kohärenz und Erklärungskraft des Kanons selbst.

6.4 Die Grenzen dieser Konsequenz

Diese Überlegungen sind mit einer wichtigen Einschränkung zu versehen: Das Kanon-Modell erklärt vor allem die graduelle Dynamik innerhalb laufender Forschungspraxis. Es erhebt nicht den Anspruch, alle von Foucault beschriebenen großen Diskontinuitäten vollständig auf beschleunigte Kanonverschiebungen reduzieren zu können. Ob sich jede epistemische Zäsur tatsächlich als (wenn auch rasche) Kanondynamik rekonstruieren lässt oder ob es Fälle gibt, in denen mehrere zentrale Elemente gleichzeitig und ohne erkennbare Vorgeschichte ersetzt werden, bleibt eine offene Frage. Sie bildet den naheliegenden Ansatzpunkt für weitere Untersuchungen an breiterem historischem Material.

Schluss

Foucaults Frage bleibt bestehen: Was macht eine Aussage zu einer bestimmten Zeit sagbar? Dieser Aufsatz hat sie nicht verworfen, sondern anders beantwortet. Nicht die Konfiguration eines anonymen Feldes entscheidet über die Sagbarkeit, sondern die Distanz einer Aussage zu einer benennbaren, kontinuierlich wirksamen Kanon-Kommentar-Struktur. Diese Antwort erklärt mehr als Foucaults Modell, weil sie zu erklären vermag, was dessen innere Konstruktion systematisch ausschließt: warum ein und dieselbe epistemische Konfiguration eine Aussage vier Jahrzehnte lang duldet und eine andere binnen Monaten ausschließt. Sie erklärt mehr als Kuhns Paradigma, weil sie die Variable benennt, von der diese unterschiedliche Behandlung abhängt, statt sie lediglich im Nachhinein zu beschreiben.

Damit wird weder Foucaults Ausgangsfrage noch sein Verdienst, sie gestellt zu haben, geschmälert. Bestritten wird allein die Annahme, diese Frage lasse sich nur um den Preis radikaler Anonymität beantworten.

Dass für diese Antwort ausgerechnet der Begriff der Scholastik gewählt wurde, ist keine bloße terminologische Provokation. Der Begriff trägt eine historische Belastung, die ihn von neutralen Alternativen wie „Struktur“, „Ordnung“ oder „Regime“ unterscheidet – und genau diese Belastung ist produktiv. Sie zwingt dazu, eine Analogie ernst zu nehmen, die man mit einem unverfänglichen Begriff leicht übersehen würde: Die hier beschriebene Struktur erinnert nicht zufällig an jene historische Formation, die seit Jahrhunderten unter diesem Namen firmiert und ihre Kanon-Kommentar-Immunsierungs-Struktur offen, ohne Verlegenheit, als solche praktiziert und benannt hat. Die mittelalterliche Scholastik wusste, dass sie kommentierte. Die moderne Wissenschaft, die sich für deren Überwindung hält, weiß es in aller Regel nicht.

Der Begriff macht diesen Unterschied im Wissen um die eigene Struktur – nicht die Struktur selbst – zum Gegenstand der Untersuchung. Indem er die polemische Reaktion, die er auslöst, nicht zu vermeiden sucht, sondern für die Analyse nutzbar macht, stellt er eine Frage, die mit einem neutralen Begriff so nicht gestellt werden könnte: Sträubt sich der Widerstand gegen das Wort oder gegen das, was das Wort bezeichnet?